

Hans Küng – Sachwalter des Glaubens

|| Zum ersten Band der Autobiographie von Hans Küng

Soll ein Theologe eine Autobiographie schreiben? Ich meine: Nein! Selbststilisierung ist bei Autobiographien keine Gefahr, sondern Gewißheit. Vom Politiker erwartet man nichts anderes, man versteht es richtig einzuschätzen. Deshalb darf er eine Autobiographie schreiben. Anders beim Theologen. Daß er einseitig seine Sicht der Ereignisse darstellt und das eigene Handeln erläutert, die Urteile über andere rechtfertigt, ist selbstverständlich – deshalb schreibt er ja und deshalb liest man. Auch das Eingeständnis von Fehlentscheidungen, Selbstkorrekturen, äußeren Niederlagen darf man einem aufrechten Geist zutrauen. Aber wird er auch die geheimsten inneren Niederlagen, Selbstzweifel, Verdrängungen, Lächerlichkeiten vor sich selbst mitteilen – die doch zum Leben eines Theologen vor Gott gehören, eine *theologische* Autobiographie erst als eine solche unterscheidbar machen? In den „Bekenntnissen“ des Augustinus haben sie ihr unerreichbares Vorbild gefunden, und nicht von ungefähr ist sie in Gebetsform abgefaßt.

Das alles gilt im allgemeinen. Aber es gibt Ausnahmen. Dann nämlich, wenn Theologen – und inzwischen auch Theologinnen – selbst zum Thema der kirchlichen Zeitgeschichte werden. Manchmal gilt der einseitige Satz eben doch: „Männer machen Geschichte.“ Dann nämlich, wenn ihr Handeln und Reagieren, ihr Reden und Schreiben Antworten und Reaktionen hervorrufen, die Strukturen, routinemäßige Verhaltensmuster, Lebensformen, ja Gesetze zu verändern geeignet sind, die sonst fraglos das Handeln der Menschen in einer bestimmten Gesellschaft prägen. Man muß sich nur einmal denken, Hans Küng hätte anders gehandelt, als er es getan hat; es wäre dann in der Kirche und in der öffentlichen Wahrnehmung der Kirche alles so weitergegangen wie gewohnt. Nichts, nicht einmal Neugier an seiner Person, hätte das Interesse an einer Autobiographie begründet. Wissenschaftliches Ansehen in

der „Zunft“ allein reicht da nicht aus. Und deshalb hat Hans Küng mit Recht eine Autobiographie geschrieben¹ – nicht anders als Helmut Thielicke („Zu Gast auf einem schönen Stern“) oder der um ein Haar als Jugendlicher hingerichtete Stephan H. Pfürtnner („Nicht ohne Hoffnung“) über seine Jugend unter den Nazis, die am 27. April 2003 verstorbene Dorothee Sölle („Gegenwind“) und soeben Elisabeth Gössmann („Geburtsfehler: weiblich“).

Im Alter von 74 Jahren beschreibt Hans Küng im ersten Band seiner *Erinnerungen* die ersten 40 Jahre seines Lebens – die Zeitspanne vom Elternhaus bis zum öffentlichen Beginn des Konflikts 1968 – der geheime Konflikt begann schon 1957 unter dem Aktenzeichen 399/57i beim *Sanctum Officium* mit den Versuchen, seine Doktorarbeit über „Rechtfertigung. Die Lehre Karl Barths und eine katholische Besinnung“ auf den „Index der verbotenen Bücher“ zu setzen. Wäre dies geglückt – gute Freunde haben es verhindert –, Hans Küng wäre von der kirchlichen Bildfläche verschwunden, ehe man ihn überhaupt hätte wirklich wahrnehmen können.

Höhepunkte des Buchs – selbst für Insider – sind:

1. Die Schilderung der Verwurzelung in Landschaft, Kultur und Geschichte der (deutschen) Schweiz – einschließlich der Sorge vor einem Überfall Hitlers auf dem Weg nach Frankreich – und in einer auf schweizerische Weise „gut katholischen Familie“: detailliert geregeltes religiöses Leben, aber in innerer Freiheit gegenüber allen Führungsfiguren (17–64).

2. Die Schilderung der bewußt gesuchten disziplinierenden Studienjahre im Germanicum und an der Gregoriana-Universität in Rom (64–159). Hier entwickelt sich Küng zu dem barbarischen, aber nach eigenem Eingeständnis (521) dennoch lustbetonten Arbeiter, der er bis heute geblieben ist. Man atmet fast mit ihm auf, wenn er zwi-

schendurch immer wieder einmal erzählt, daß er sich einige Tage in Sursee erholen konnte. Aber schon bald, zunehmend in der zweiten Hälfte seiner Studienzeit wird er kritisch gegen die obligatorisch gebotene neuscholastische „Thesen-Theologie“, schwänzt die Vorlesungen, nutzt die Zeit, gelegentlich unter Verzicht auf das Abendessen, für Studien vor allem der neutestamentlichen Exegese und der führenden evangelischen Theologen – was ihm schon von seiten der Mitstudenten den Spitznamen „der Autodidakt“ einbringt (159). Dennoch: glänzende Abschlußexamina, viele persönliche Kontakte, an die er in der Konzilszeit anknüpfen kann.

Danach die vergleichsweise freie und „wilde“ Zeit des Doktorats in Paris – die theologische Dissertation brachte er schon fertig aus Rom mit –, wo Freunde, deren bald mehr werden, ihn fördern und wo er realistisch erwartete und dann auch gelegte Prüfungsfallen brillant aushebelt (160–219).

3. Den dritten Höhepunkt und die ganze zweite Hälfte des Buchs (300–580) bildet der Bericht über Küngs Aktivitäten bei der Vorbereitung des Konzils und während seines Verlaufs. Dazwischen (220–299) die – unerwartete, ungeplante – steile Karriere: Seelsorger in Luzern, Assistent bei Hermann Volk, dem späteren Mainzer Bischof und Kardinal, Berufung nach Tübingen, zunächst für Fundamentaltheologie, später Wechsel zur Dogmatik und Ökumenischen Theologie mit Gründung des Instituts für Ökumenische Forschung.

Auf dem Konzil war Küng nicht Mitglied einer Kommission (310; 465–469). Er nennt und bestätigt ehrlich einen Vorbehalt, den man sogar im Einheitssekretariat gegen ihn hatte: „Sie sind ja fähig, jede Kommission zu sprengen“ (525). Mit Küng läßt sich kein Kompromißpapier machen, das nach seinem Eindruck die Wahrheit und die Schärfe der Sachfrage unterläuft. Und einfach nur so einmal mitgehen, wie es ihm Karl Rahner einmal etwas blauäugig vorschlug (465f.), wollte Küng begreiflicherweise auch nicht. Aber sein Bischof Carl Joseph Leiprecht nimmt ihn als persönlichen Peritus mit, und bald wird er auch offizieller Konzilsperitus – mit Peritus-Paß und damit der Zulassung zu allen Sitzungen des Konzils. In dieser Eigenschaft und dank alter und neuer Kontakte zu allen wichtigen Bischöfen und

einflußreichen Theologen kann Küng auf der Grundlage seiner Studien – und vor allem immer wieder des Rechtfertigungsbuchs – in die Konzilsdebatten eine Menge von Anregungen und Vorschlägen einspeisen, die in den Akten der Kommissionen nicht auftauchen, aber manchen Bischöfen als Redevorlagen dienen. Küng listet sie in seinem Bericht auf – als Faktenfeststellung, aber nicht ohne Genugtuung – wer wollte es ihm verdenken?

Im übrigen bietet Küng viel Hintergrund zum Konzilsgeschehen, aber kaum „Hintertreppengeschichten“ für ein Illustrierten-Publikum (höchstens 501f.; 511f.; die erfolgreich gekonterten Versuche, die Gründung der Internationalen Zeitschrift „Concilium“ zu verhindern: 506–510). Erfrischend auch die „Entmythologisierung“ Papst Johannes' XXIII., wodurch dieser Papst nämlich nicht kleiner, sondern größer wird – und zugleich rätselhafter (234–240; 314). Im Ganzen gilt auch für Küngs Buch, was für das fünfbändige Gemeinschaftswerk über die „Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils“ von Giuseppe Alberigo und sein Team gilt: Die bisherige Konzilsgeschichte muß keineswegs umgeschrieben werden. Aber man erfährt eine solche Fülle von neuen Einzelheiten, nicht zuletzt über den bekannten Dauerkonflikt des Konzils mit den Manipulationsversuchen der Kurie und des Konzilssekretariates, daß man einmal mehr das Konzil nur als ein Wunder betrachten kann. Küng ist denn auch weit davon entfernt, das Konzil für einen Fehlschlag zu halten (576–579). Daß er mehr als andere mit mehr unzufrieden ist und besorgt um die nachkonziliare Kirche schon damals (579f.), führt zu Ermessensfragen. Das Buch wird auf den letzten 50 Seiten immer ernster. Die damals noch offene Sorge sollte für Küng selbst bald akut werden – wovon im zweiten Band Bericht zu erwarten ist.

Aber vorerst gilt es, genau 604 Seiten zu lesen. Und das ist ein Vergnügen! Küng – der sich im Vorwort überschwenglich für sehr viel Hilfe bedankt, nicht zuletzt für literarische Beratung durch Walter Jens und Karl-Josef Kuschel – gießt nicht einfach einen Terminkalender aus, sondern verknüpft personell oder sachlich Zusammengehöriges durch Vor- und Rückblenden. Das kleinteilig gegliederte Buch leitet mit einer Art

Stichwort-Assoziationsmethode jeweils von einem in den nächsten Abschnitt über – mit der Folge, das die/der Lesende nicht weiß, wo am besten zu unterbrechen ist – also weiterliest!

Damit stehen wir denn doch bei einigen vorsichtigen Rückfragen, die nur selten die reinen Fakten betreffen, vielmehr deren Bewertung. Der Kölner Augenzeuge – damals 17 Jahre alt – kann bestätigen, daß 1948 (im August) nur der Hochchor des Kölner Doms wieder eingeweiht wurde (86) – das Langhaus ließ noch lange auf sich warten. Von den ungueten Charakterzügen des Kardinallegaten Clemente Micara (137f.; 238) hat man auch in Köln bald erfahren, aber seine Präsenz – es gab noch keine Bundesrepublik! – gab damals nicht nur den Kölnern einen großen Schub, aus der Nachkriegs-Depressivität herauszukommen.

Küng beschreibt ausführlich die Motive seiner akademischen Tätigkeit und seine Vorgehensweise bei der Themenfindung und Ausarbeitung seiner Vorträge und Bücher, angefangen bei seiner Dissertation. Hier empfinde ich die Gefahr der Selbststilisierung am stärksten. Das gehört ja wohl am wenigsten zur „Zeitgeschichte“. Ich kann mir allerdings auch dafür einen guten Grund denken. Zumindest einem beträchtlichen Teil der Leserschaft dürften die frühen Bücher Küngs kaum noch bekannt sein. Da ist ein Überblick, worum es geht, hilfreich. Außerdem geht hier offensichtlich der Theologe mit dem Autobiographen durch: Auch in den Lebenserinnerungen will dieser schließlich die Sache seines Lebens herüberbringen. Und darum doch: gut so!

Dem gegenüber stehen die vielen Seitenhiebe gegen Kollegen – Kolleginnen hat er im Berichtszeitraum noch nicht gehabt –, und zwar mit und ohne Namensnennung, wobei man im letzteren Fall selten lange raten muß, wer gemeint ist (z.B. 88; 108; 111; 160ff.; 191f.; 283; 306; 316; 318; 326; 580–585). Ich frage mich, ob nicht auch bei einem Hans Küng einmal der Gedanke vorstellbar ist: Mit einem Teelöffel Honig fängt man mehr Mücken als mit einem Eßlöffel Essig? Statt dessen immer wieder die leicht ironischen oder gar herabwürdigenden Adjektive. Ist aus der Feder Hans Küngs ein Urteil denkbar nach dem Muster: Ich verstehe nicht, wie man so denken kann, und ich kann auch ganz und gar nicht folgen – aber im Licht von 1 Kor 13, 9 bin ich gewiß, daß es uns

beiden um dieselbe Wahrheit geht!? Aber zugegeben, ohne diese Kollegen-Attacken hätte das Buch natürlich etwas weniger „Pfeffer“. Wie eine Kritik *ohne* Verunglimpfung klingen könnte, erweist sich bei der Kritik an den Löwenern (460–465). Das ist seltsam, insofern ja inzwischen klar ist, daß die Belgier auf geschickte Weise den deutschen Theologen, unter ihnen Karl Rahner, einen bedeutenderen Einfluß auf die werdende Kirchenkonstitution entwunden haben (vgl. G. Wassilowsky, Einblick in die ‚Textwerkstatt‘ einer Gruppe deutscher Theologen auf dem II.Vatikanum, in: Die deutschsprachigen Länder und das II.Vatikanum, hg. v. H. Wolf u. C. Arnold, München 2000, 61–87, bes. 82ff.).

All dies erreicht natürlich seinen Höhepunkt, wo es um die römische Kurie geht. Folgt man Küng, dann ist sie und sie allein die Quelle aller Reformverweigerung, aller Versuche, das Konzil ungeschehen zu machen. Und da kann Küng in der Tat allerhand an Belegen aufzählen. Auch ich gestehe meine kalte Wut bei vielem, was aus Rom kommt, und muß mich oft zwingen, sachlich zur Kenntnis zu nehmen, was offenkundig so sehr an den wirklichen Problemen der Christenmenschen in den Gemeinden vorbeigeht. Zudem kennt Küng aus biographischen Gründen die Mechanismen der römischen Kirchenregierung wie wenige (deutschsprachige) Theologen und weiß, wovon er redet. Und doch, zunächst: Auch die römische Kurie (und ihre Dependancen in Deutschland und anderswo) wären machtlos, wenn nicht große Gruppen in der Kirche – keineswegs nur „Traditionalisten“ – sich in vieler Hinsicht in der nachkonziliaren Kirche nicht mehr zuhause fühlten. Sie sehen sich oftmals gestärkt durch römische Äußerungen, über die die Theologen voll Entsetzen den Kopf schütteln. Testfall immer wieder (und nun wieder brandaktuell): Lehre und Praxis in Sachen Eucharistie und Abendmahlsgemeinschaft. Vor allem aber: Ist für Küng denkbar, daß selbst ein Kardinal Alfredo Ottaviani ein Gewissen hat und nicht alles nur als pures Machtstreben ausgelegt werden darf? Müssen die beständigen Disqualifizierungen sein (z.B. 417; 422)? Ist es zulässig, Ottaviani mit Mielke zu vergleichen (385), die Kurie mit dem Kreml (480; 490f.) oder mit dem Reichssicherheitshauptamt (487 – Hermann Schwedt ist da nicht gerade ein unverdäch-

tiger Zeuge!)? Man bekommt Lust, einmal eine – nicht vorhandene – Autobiographie von Alfredo Ottaviani zu lesen! Ist es denkbar, daß Küng sich im Geist des „sentire cum ecclesia“ förmlich zwingt, sich durch eine römische Äußerung – nicht: zu einer Änderung seines Urteils, aber: – doch zu noch einmal neuem Nachdenken veranlaßt zu sehen, trotz allem, was er schon nachgedacht und geforscht hat?

In diesem Zusammenhang: An zwei Stellen habe ich das Gefühl, daß tiefe und verständliche Enttäuschungen Hans Küng eine Grenze des Respektes überschreiten lassen. Die eine ist die ironische Bemerkung, daß sich während seiner römischen Studienjahre „ein gewisser Karol Wojtyla aus Krakau“ am Angelikum, der Dominikaner-Universität, auf das theologische Doktorat vorbereitete, nachdem er an der Gregoriana abgelehnt worden war, weil seine Abschlüsse in Polen als nicht genügend beurteilt worden waren (114). Die Frage würde ich zuerst an die Gregoriana richten: Konnte man es denn damals einem aus dem stalinistisch regierten Polen kommenden Studenten vorwerfen, wenn er nicht auf dem Stand der doch von Küng selbst so glossierten „Thesen-Theologie“ der neuscholastisch orientierten Gregoriana war, und gab es da keine Phantasie für ein Nachhilfe-Programm?

Die zweite Stelle ist die wiederum ironisch formulierte Identifikation von Paul VI. und Johannes Paul II. mit Christus, dem „Schmerzmann“ (427; 449). Ich gestehe auch meine unguuten Gefühle dem gegenüber. Aber hier geht es um die persönliche Christusfrömmigkeit zweier Priester, und da dürfen wir nicht zensurieren.

Übrigens las und lese ich auch die Eucharistie-Enzyklika „Mysterium fidei“ Pauls VI. von 1965 nicht so ungnädig wie Küng (546). Auch mich befremdete damals die Tatsache, daß dieses Lehrschreiben am Konzil vorbei publiziert wurde. Aber inhaltlich hat der Papst trotz und mitten in allen Warnungen die Diskussion um die eucharistische Realpräsenz offen gehalten und überdies zum „Opfercharakter“ der Messe eine Deutung vorgelegt – die Kirche opfert nicht Christus, sondern sich selbst mit Christus, indem sie in seinen Opfergehorsam gegenüber dem Vater eingeht –, mit der ich mich im ökumenischen Dialog zu Wort melden konnte. Und ob die herrliche Ku-

rie, die Küng posthum für Paul VI. zusammenstellt (440), in schöner Kooperationswilligkeit und ohne geistliche Gewalt funktioniert hätte beim Durchgriff auf die zweite und dritte Etage des Verwaltungspersonals, wo die Möglichkeiten des „Heißlaufen-Lassens“ angesiedelt sind, das wage ich zu bezweifeln und wundere mich ein wenig über Küngs Optimismus, weil er doch die römischen Mechanismen so gut von innen kennt.

Um nicht mißverstanden zu werden: Diese zuweilen aggressive Kirchenkritik hat bei Küng einen zutiefst seelsorglichen Impuls: den Glaubenden und Glaubenswilligen keine Lasten auferlegen (vgl. Lk 11, 46), die nicht ganz gewiß Gott selbst auferlegt, sondern sie das Evangelium als Freiheit erfahren lassen. Dies versteht man nicht erst, wenn man Hans Küng näher kennt, sondern schon allein durch die Lektüre seiner Veröffentlichungen.

So mündet denn alles in das, was Küng-Fans so begeistert und seine Kritiker so befremdet: sein unerschrockenes Selbstbewußtsein, seine Selbstsicherheit. Zugegeben, das ist zum lauten Beifall-Klatschen: die intelligent-logische (vorerst nur innere) Rückfrage des jungen Studenten nach der Verbindlichkeit des „ordentlichen Lehramtes“ (110); sein Krach mit Karl Rahner, als dieser große offene Geist in einem Anfall von dogmatischer Ängstlichkeit den Oberzensor zu geben versuchte und nicht mit Küngs Unerschrockenheit rechnete (331–339); die unbeindruckt fortgeführte Argumentation gegenüber dem Zornausbruch von Hubert Jedin (473 – ich war selbst Augen- und Ohrenzeuge); das Standhalten und die raffinierte Schein-Demutsgeste („Ich bin noch jung ...“) beim Verhör durch Kardinal Ottaviani (557–560); die Standfestigkeit im Gespräch mit Paul VI., der das auf eine Viertelstunde terminierte Gespräch mit Küng auf eine Dreiviertelstunde ausdehnte und trotz mehrmaliger Interventionen des diensthabenden Monsignore den Generalsekretär des Konzils, Erzbischof Pericle Felici, eine halbe Stunde warten ließ, bis Küng ihn, aus dem Arbeitszimmer des Papstes kommend, erlöste (561–564). Und vieles mehr. Kein Beurteiler der Vorgänge wird bezweifeln können, daß Küng hinter und vor den Kulissen des Konzils Einfluß hatte, und wäre es auch nur dadurch, daß er zur Konfrontation mit der ganzen Brisanz der Sach-

fragen zwang und faule Kompromisse als solche erkennbar machte.

Genau hier aber darf man die Kehrseite nicht übersehen. Wer nur den öffentlichen, den „Fernseh-Küng“ wahrnimmt, könnte zu denken geneigt sein, daß all die Konflikte und Attacken an ihm ablaufen wie Regen an einem Gummimantel. Wer Küng näher kennt, wird es ihm abnehmen: Er *leidet* unter der kirchlichen Ausgrenzung. Max Seckler hat die Kirche gekennzeichnet als „Sachwalterin des Christentums“ (LThK³, Bd. 2, 1117). Die Sachwalterin braucht Sachwalter. Für alle, die Küng unbefangen lesen, steht dies außer jedem Zweifel: Küng will Sachwalter des Christentums sein, das heißt: des Glaubens und Glauben-Könnens der Menschen, der Freude und Zuversicht im Glauben. Welchen Gewinn könnte die Kirche von Hans Küng als Sachwalter ihres Glaubens haben, inzwischen von New York über Südafrika, Teheran, Indien bis nach Peking! Es dürfte mittlerweile eine Frage des schlichten menschlichen Anstands sein, ob seine heutigen Gegner, die er teilweise ge-

fördert, durchs Examen gebracht und mit denen er jahrelang zusammengearbeitet hat, von ihm nach halbdutzendfachen Verdeutlichungen immer noch neue „Klärungen“ verlangen dürfen, die im Klartext Forderungen nach Widerruf sind, als befänden wir uns noch im 16. Jahrhundert. „Kirche Gottes, meine Mutter, was tust du mit diesem schwierigen Kind, meinem Bruder?“, schrieb Yves Congar zum „Fall Küng“ am 2. Januar 1980 in der französischen Tageszeitung *Le Monde*. Das dürfte immer noch gelten.

Unwillkürlich und wie in innerem Zwang vergleicht der Rezensent vor allem bei der Lektüre der ersten Hälfte des Buchs Hans Küngs Weg mit der eigenen religiösen, kirchlichen und schließlich theologischen „Sozialisation“. Es ist eine veritable Gegengeschichte – bis auf einen Punkt: Auch der Rezensent hatte von sich aus nie geplant, Professor zu werden (vgl. 65). *Otto Hermann Pesch*

¹ Küng, Hans: *Erkämpfte Freiheit. Erinnerungen*. München: Piper 2002. 620 S. Gb. 24,90.

Karl Lehmann – Biographie eines Lebenden¹

Die Biographie eines Lebenden¹ zu schreiben ist immer ein riskantes Unterfangen. Meist verschieben sich mit neu eintretenden Ereignissen auch die Perspektiven des Anfangs. Im Fall Karl Lehmanns ist freilich ein hohes Maß an Kontinuität gegeben: Die Entwicklung des Priesters und Bischofs, des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, des römischen Kardinals weist keine schroffen Brüche auf – allenfalls verzeichnet dieses Leben Umwege, Verzögerungen, Anpassungen. Karl Lehmann ist seinen Weg mit erstaunlicher Beharrlichkeit und Konsequenz gegangen, obwohl er neben Erfolgen immer wieder auch Enttäuschungen und Verwundungen erlebte (sie haben im Gesicht des Kardinals ihre Spuren hinterlassen).

Daniel Deckers, Mitglied der Politischen Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und seit Jahren ein abwägender Beobachter des kirchlichen Lebens in Deutschland, folgt den Lebensstationen Lehmanns mit Genauigkeit und Liebe zum Detail. Die journalistische Nah-Sicht herrscht vor; das Buch ist durchweg im Präsens geschrieben.

Deckers läßt die Tatsachen für sich sprechen. Liebevoll werden die frühen Jahre im Hohenzollernland geschildert, wo „Karlebubi“, 1936 in Sigmaringen geboren, gemeinsam mit seinem drei Jahre jüngeren Bruder Reinhold (inzwischen verstorben) in einer Lehrerfamilie auf dem Dorf und in der Kleinstadt aufwächst. Die Entscheidung für den Priesterberuf fällt früh, unmittelbar nach dem Abitur, im Spätherbst und Winter 1955/56. Den Weg zur Theologie und zum geistlichen Amt säumen vorbildhafte Erziehergestalten: Robert Schlund im Freiburger Borromäum und die Jesuiten Franz von Tattenbach und Wilhelm Klein im Germanicum in Rom. Von ähnlichem Einfluß sind die philosophischen und theologischen Lehrmeister im engeren Sinn: Alois Naber und Peter Henrici – und schließlich Karl Rahner, dessen Assistent Lehmann 1964 in München wird und an dessen Arbeit in den Jahren des Konzils und später er einen kaum zu überschätzenden Anteil hat.

Von Jugend an rückt der Theologe Lehmann in vielen Kreisen fast selbstverständlich und ohne